

(Nachdruck verboten.)

54]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Mit Zirkel und Lineal wurde er bald vertraut, vorläufig stand er da und kopierte einige abgenutzte Zeichnungen oder füllte aus. Er befand sich in wunderbar gehobener Stimmung, wie in einem leichten Kampf; es war das erstemal in seinem Leben, daß er eine Arbeit zu verrichten hatte, die reinlich war und ihm erlaubte, gute Kleider anzuhaben. Wunderlich war es überhaupt, das Leben von hier aus zu sehen; eine neue Perspektive eröffnete sich ihm. Während die alte irgendein kümmerliches Alter in Aussicht stellte, führte diese aufwärts. Hier konnte er alles erreichen, was er wollte, selbst die höchste Stellung! Wie, wenn er einmal da hinauf kroch an die Spitze des Ganzen, und den Achtstundentag und einen guten Tageslohn durchsehte? Dann wollte er ihnen zeigen, daß man sehr wohl von unten herauf steigen könnte, ohne seine Vergangenheit zu vergessen und ein Blutlanger zu werden. Sie sollten sogar Pelle, den guten Kameraden, hoch leben lassen, obwohl er ihre Reiben verließ.

Zu Hause war viel zu tun; sobald er die Schwelle überschritt, nahmen Ellens hundert Pläne ihn gefangen. Er mußte einen neuen Anzug haben, einen grauen Kontoranzug, und mehr Wäsche tragen; auch mindestens zweimal die Woche mußte er zum Barbier gehen, er durfte nicht mehr dasitzen und sich selbst mit einem alten Reibeisen von Rasiermesser im Gesicht herumfragen. Pelle mußte fühlen, daß es nicht so ganz leicht sei, ein Oberkasser zu sein, wie er es nannte.

Und zu dem allem gehörte Geld. Es war dasselbe Zagen und dasselbe Kopfschmerzen, um die Schillinge aufzustöbern, wie in der Not des Winters; aber diesmal war es ganz amüßant, es hatte einen leichten Zweck und währte nur solange, bis es in Gang kam. Lasse sah so gemütlich aus; er hatte Belles halbguten täglichen Anzug an, den Ellen aufgefrißt hatte, und einen schwarzwattierten Krager mit weißem Gummifriß, auch blankgewischte Schlurren an den Füßen. Das waren die alten Schmierstiefel, mit denen Pelle von Steengaarden fortgezogen war, sie existierten noch; sie waren nun zu Hauspantoffeln abgeschnitten. Die Schäfte saßen übrigens an einem Paar Holzschuhstiefeln.

Er hielt sich am liebsten zu den Kindern und glich ganz einem alten Großvater, mit seinem welken Gesicht und dem guten Blick, der jetzt ein wenig schwachfichtig wurde. Wenn der kleine Lasse sich in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers verflocht, konnte Vater Lasse ihn nicht sehen, und das machte sich der Bengel zunutze; er begriff niemals die Augen, die nicht weiter sehen konnten als quer über den Tisch, und fragte immer warum.

„Das kommt, weil ich in meinem Leben in zu viel Schlechtigkeit hineingesehen habe,“ antwortete der Alte immer.

Uebrigens war er ganz von Blick erfüllt, und sein alter ausgebrannter Körper zeigte Dankbarkeit, indem er wieder Fleisch ansetzte; er fing schnell an, vollere Wangen zu bekommen. Er hatte ein eigenes Geschick, die Kinder zu hüten; Pelle und Ellen konnten sich ruhig ihren vielen Geschäften hingeben. Da war hunderterlei, was besorgt werden mußte, ehe man in das Neue hineinpakte. Sie dachten auch daran, eine Anleihe von ein paar hundert Kronen aufzunehmen.

„Vater wird für uns bürgen,“ sagte Ellen.

„Ja, dann habe ich auch die Mittel, einen guten Unterricht im Zeichnen zu nehmen,“ sagte Pelle, „ich habe es groß nötig, einen ordentlichen Grund zu legen.“

Am Sonnabend lief die Frist für die alten Tarife ab. Die Stimmung unter den Arbeitern war sehr gespannt, aber sie verrichteten jeder seine Arbeit und verhielten sich abwartend. Am Mittwoch gingen die Aufseher umher und forderten jedem einzelnen seine Antwort ab. Sie erhielten der Verabredung gemäß keinen Bescheid; aber am Nachmittage gingen drei Arbeiter als Deputation auf das Kontor und baten, mit dem Direktor sprechen zu können. Als er hereig-

kam, trat Maschinenarbeiter Munk, der Wortführer war, vor und sagte: „Wir kommen im Namen der Kameraden.“ Mehr bekam er nicht heraus; der Direktor fuhr auf ihn los, zeigte auf die Treppe und rief: „Ich unterhandle nicht mit meinen Leuten.“

Da kamen sie denn hinab. Die Arbeiter starrten zu ihm auf. „Das war schnell gemacht! Das ging ja schnell!“ Der dicke Munk bewegte die Lippen, als spreche er, aber niemand konnte etwas hören vor dem entsetzlichen Lärm der Maschinen. Festen Schrittes ging er durch die Halle, nahm einen Hammer und schlug drei Schläge auf die große Stahltrommel. Sie klangen wie Donnerschläge des jüngsten Gerichts; in der ganzen Fabrik dröhnte es. Im selben Augenblick fuhren die nackten, geschwärtzten Arme in die Höhe und schlugen die Riemen von den großen und kleinen Treibrädern; die Maschinen liefen aus, das ganze Gebräuse stockte auf einmal; es ward so still, als sei der Tod durch den Raum gegangen. Das dicke Netz von Treibriemen, das die Halle die Kreuz- und die Quere überspannte, zitterte noch schwach; die Stille glockte aus dem großen Raum hervor wie ein entsetztes Gassen.

Die Aufseher liefen von Bank zu Bank, riefen auf und wußten weder aus noch ein. Es wurde nach dem Fabrikleiter geschickt, während die Arbeiter zu ihren Eimern gingen und sich wuschen, still und schwer, als hätten sie jemand das letzte Geleite gegeben. Ihre Mienen waren verschlossen. Ahnten sie wohl, daß die drei Schläge das Signal zu einem entsetzlichen Kampf waren? Oder folgten sie nur der ersten zornigen Eingebung? Sie wußten auf alle Fälle genug; ihre Gesichter trugen das Gepräge davon, daß dies das Schicksal war, das unvermeidliche. Sie hatten den Winter gerufen, weil man sie dazu getrieben hatte, und nun würde er zurückkehren, um sein Opfer noch einmal zu plündern.

Und so kamen sie denn wieder zum Vorschein, rein gewaschen, mit ihrem Bündel unter dem Arm und standen da und warteten schweigend, bis die Reihe des Abrechnens an sie kam. Die Aufseher liefen umher und maßen mit nervösen Händen aus, verglichen die Arbeitszettel und rechneten das Guthaben eines jeden aus. Der Fabrikleiter kam die Treppe hinab aus seinem Kontor, hoch und stolz, und schritt durch den Raum; die Arbeiter wichen vor ihm zur Seite. Er sah sie scharf an, als wolle er sich jeden einzelnen einprägen, legte die Hand auf die Schulter eines Vorarbeiters und sagte laut, so daß alle es hörten: „Sie beeilen sich wohl, Jacobsen, daß wir diese Menschen hier schnell herausbekommen!“ Die Arbeiter richteten langsam ihre ernstesten Gesichter zu ihm empor, und diese oder jene herabhängende Faust suchte. Sie verließen die Fabrik einer nach dem anderen, allmählich, sobald mit ihnen abgerechnet war.

Draußen sammelten sie sich zu kleinen Haufen und machten sich Luft in verdutzten Ausrufen: „Sahst Ihr den Alten gesehen? Der war scharf! Es wird wohl eine Weile dauern, ehe wir wieder hinkommen!“

Pelle war wunderbar zumute; er wußte, daß jetzt der Krieg ausgebrochen war; es war ein Loch geschlagen; eins würde das andere nach sich ziehen. Klein-Lasse, der seine Schritte schon auf der Treppe erkannte, lief ihm in die Arme, als er nach Hause kam; aber er beachtete es nicht.

„Du bist so ernsthaft,“ sagte Ellen, „ist irgend etwas geschehen?“ Er erzählte es ruhig. „Großer Gott,“ rief sie fröstelnd aus, „soll nun die Arbeitslosigkeit wieder von neuem anfangen! Gott sei Dank, daß sie uns nicht berührt!“ Pelle antwortete nicht. Er setzte sich schweigend zu seinem Essen; sah da und ließ den Kopf hängen, als schäme er sich über irgend etwas.

28.

Es war eine stark bewegte Zeit, die jetzt folgte. Durch eine Reihe von Jahren hatte der Kampf sich sozusagen selbst vorbereitet, und sie hatten sich dazu gerüstet, hatten sich danach gesehnt, hatten versucht, ihn herbeizulösen, um einmal zu entscheiden, ob sie für ewige Zeiten ausersessen waren, Sklaven zu sein und still zu stehen, oder ob es auch für sie eine Zukunft gab. Jetzt war der Kampf da — und kam ihnen allen überraschend; man hätte jetzt gern Frieden geschlossen.

Aber irgendwelche Aussicht auf friedliche Lösung war

nicht da. Die Arbeitgeber fanden den Zeitpunkt günstig, um aufzuräumen; jetzt sollte der Kampf vor sich gehen. Es war in den letzten Jahren allerlei durch die Organisationen durchgedrückt; das wurde hervorgehoben und auf den Tisch gelegt. Bitte schön, freßt das wieder in Euch hinein! Das war das selbe, als sie gehen heißen. Jeden Morgen kam Nachricht von einer neuen Schar Arbeiter, die auf die Straße gesetzt oder von selbst gegangen waren.

Das eine griff in das andere ein. Die Eisenindustrie machte gemeinsame Sache mit der Fabrik „Dänemark“ und schloß die Maschinenschmiede aus; dann gingen auch die Formner und die Modellstecher vor, und andere Fächer traten in den Ausstand, das ganze hing zusammen.

Pelle konnte von seinem Standpunkt aus das Ganze übersehen. Es stiegen alte Kampf Erinnerungen in ihm auf; sein Blut wurde heiß, und er ertappte sich dabei, wie er oben in der Zeichenstube Pläne für den Feldzug der Arbeiter schmiedete, so und so. Er besaß das schnelle Kampfblut, das die Offensive ergreift, und er sah ihre Fehlgriffe: sie traten jetzt nicht kräftig genug auf. Sie waren noch träge und konnten sich schwer damit ausöhnen, daß sie wieder spazieren gehen sollten. Daneben fehlte es an Gegenangriffen, die Schaden verursachen konnten. Die Arbeitgeber, die unter der Führung der Eisenindustrie energisch zugriffen, erhielten gleich von Anfang an ein bedeutendes Uebergewicht. Die Fabrik „Dänemark“ wurde im Gange erhalten, aber der Betrieb lag in den letzten Zügen. Er wurde mit Hilfe von einigen Streikbrechern aufrechterhalten, und jeder unter den Beamten, der sich darauf verstand, wurde dort unten bei der Arbeit angestellt, selbst der Direktor der Maschinenabteilung hatte eine Bluse angezogen und stand da und bediente eine Drehbank. Es galt, den Streikenden den Mut zu nehmen, indem man ihnen zeigte, daß das Ganze auch ohne sie ging.

In der Zeichenstube und auf den Kontoren herrschte Verwirrung; die Streikbrecher mußten alle vom Auslande her aufgestöbert werden; andere liefen auch davon und mußten durch neue ersetzt werden. Unter diesen Verhältnissen durfte Pelle für sich selbst sorgen und sich aneignen, was er vermochte. Das war ihm nicht recht; es war weit bis zur höchsten Spitze und man konnte nicht schnell genug etwas lernen.

Eines Tages bekam er den Befehl, hinauszukommen und in der Zentrifugenabteilung mit Hand anzulegen; die Arbeitsleute hatten gemeinsame Sache mit den Maschinenschmieden gemacht. Der Befehl traf ihn mitten in einem festlichen Zukunftsraum. Er erwachte jäh. „Ich bin kein Streikbrecher!“ erwiderte er gefränkt. Und dann kam der Ingenieur selbst: „Wissen Sie, daß Sie sich weigern, Ihre Schuldigkeit zu tun?“ sagte er. „Ich kann die Arbeit meiner Kameraden nicht übernehmen,“ erwiderte Pelle leise. „Das mag sehr hübsch von Ihnen gedacht sein. Aber jetzt sind die da unten nicht mehr Ihre Kameraden. Sie sind jetzt Beamter, und als solcher müssen Sie der Firma dienen, wo es verlangt wird.“

„Aber das kann ich nicht! Ich kann den anderen nicht das Brot aus der Hand schlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Haifischjagd.

Von Hans Harmening.

Totenstille lag über dem Golf von Mexiko. Die See, die in ihrer wundervollen azurblauen Farbe einen herrlichen Anblick gewährte, war spiegelglatt, und eine köstlich frische Luft, geschwängert mit den mannigfaltigsten Wohlgerüchen, wie nur die Pflanzenwelt Kaliforniens sie erzeugen kann, lagerte auf dem Wasser. Heiß brannte die Sonne hernieder und bedeckte die See mit glitzernden Strahlen. Kein Lustzug regte sich; nur ein Schwarm Kraniche unterbrach die Stille und flog mit aufdringlich lautem Flügelschlag dicht über der Wasseroberfläche dem weit entfernten Ufer zu.

Reglos lag das große Vollschiß, die „Margarete“ von Bremen, da. Ihre hohen Masten reichten majestätisch gen Himmel, doch die Segel hingen schlaff herab, und kein Hauch blähte sie. Eintönig knarrie es in der Takelage, und in rhythmischen Schwingungen schlugen die Taue gegen die Masten.

Auf dem Achterdeck stand der Steuermann. Beide Arme auf das Geländer gestützt, starrte er melancholisch in die blaue, durchsichtige See. Der Matrose am Steuer hing nachlässig mit den Ellbogen in den Speichen des Rades; abwechselnd warf er gelangweilte Blicke auf den Kompaß und nach den Segeln. Ihm war es für gewöhnlich furchtbar gleichgültig, wie lange die Reise dauerte — mehr Tage, mehr Geld — aber jetzt, nachdem das Schiff schon

152 Tage von Bremen unterwegs war, dicht vor dem Hafen und keine Aussicht, diesen heute zu erreichen, und auf Musik, einen feuchtfröhlichen Trunk und einen lustigen Tanz in Mutter Johnsons „Salon“ noch länger verzichten zu müssen, das war nicht nach seinem Geschmack. Ob die schwarze Maggie wohl noch dort war? In Gedanken an diese strich er unternehmend sein Schnurrbärtchen in die Höhe und versuchte im Fenster des Kompaßgehäuses sein Spiegelbild zu erblicken. Ob sie sich seiner wohl noch erinnerte? Sicherlich! Stets hatte sie ihn bevorzugt unter den Matrosen, die bei Mutter Johnson verkehrten. „You are a gentleman“, pflegte Maggie mit liebevollem Augenaufschlag immer wieder zu beteuern, wenn er sie mit Sekt traktierte. Ja, ja, das Gentleman spielen kostet Geld, dachte Charlie; hoffentlich rückt der Alte genügend Dollars heraus. In Bremen hatte der Kapitän zwar zu ihm gesagt: „Karl, Dien ganze Güer heßt Du dröben versopen; wenn wi nu wedder röber lomt, gew id Di bree Dollars, mehr nich. Versteißt Du mi?“ Und was der Alte einmal gesagt hatte, das galt. Karls Gesicht legte sich in wehmütige Falten bei diesen trüben Ausichten.

Auch sein Vorgesetzter, der Steuermann, träumte vor sich hin. Erwartungsvoll sehnte er den Tag herbei, an dem er seine Dolly wiedersehen konnte. Im Deutschen Klub in La Paz hatten sie sich im vorigen Jahre kennen gelernt, und wie ein Sonnenstrahl hatte das reizende Mädchen sein düsteres, armseliges Seemannsdasein erhellt. Später hatte ihn der Vater, ein angesehenener Kaufmann, noch öfter zu sich ins Haus eingeladen, und nur zu gern war er den Einladungen gefolgt. Mit einem glücklichen Lächeln summite er das Lied vor sich hin, das sie am letzten Abend gesungen hatte: „There 'll come a time some day“. — Dolly, liebe, kleine Dolly, bald sehen wir uns wieder. — Ewig konnte diese Windstille doch nicht anhalten.

Als er so vor sich hinträumte ins Wasser starrte, erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Der träumerische Zug in seinem Gesicht verschwand; über das Geländer gebeugt, sah er gespannten Blickes über Bord. — Wirklich, da waren Hailosen. — Langsam und argwöhnisch kauften an der Schiffsseite entlang streichend, bewegten sich die kleinen gelb und schwarz gestreiften Fischchen durch das Wasser. Und da, etwas tiefer und kaum noch dem Auge erkennbar, eine undeutliche, graue Masse. — Ein Hai. — Im Rauffschritt eilte der Steuermann auf das Vorded. Da es Sonntag war, lagen die Matrosen an Deck herum, schlafend, rauchend, zeugflügend und lesend. Wähtausich saßen sie den Steuermann ankommen. Im Glauben, er wolle zur Feier des Sonntags einige Segelmanöver machen lassen, blieben sie dickfellig liegen, um erst ein Kommando abzuwarten. Sowie sie aber hörten, daß Haie beim Schiff seien, kam Leben in die Leute. Alle sprangen auf, um die nötigen Vorbereitungen zum Range und zur Tötung ihres Totfeindes zu treffen. Eilfertig liefen sie an Deck umher, um die Anordnungen, die der Steuermann traf, auszuführen, und in kurzer Zeit waren die nötigen Gerätschaften zur Stelle. Eine etwa zwei Zoll dicke Leine wurde herbeigeht, an deren einem Ende man einen starken eisernen Fleischhaken befestigte. Ein Stück Kette von einigen Fuß Länge hatte man dazwischen eingefügt, um ein Durchreißen der Leine zu verhüten. Als Köder diente Pöckelfleisch; so wurde der Haken vom Heck des Schiffes aus ins Wasser gelassen. — Es dauerte nicht lange, als aus der Tiefe ein grauer Kolb sich langsam der Oberfläche näherte, in dem man bald einen großen Hai unterschied. Bedächtig schwamm er auf den Köder zu, und sich auf die Seite legend, biß er ohne Zaudern an. Ein Rud von zwanzig kräftigen Armen, und der eiserne Haken sah ihm im Rachen.

„Ge fett em, he fett em!“ Laut brüllten und frohlockten die Matrosen, und unter Johlen und Schreien den Hai im Wasser mitschleifend, liefen sie nach vorn. Das Tier ließ sich willig mitschleppen. Die größte Schwierigkeit lag nun darin, den Hai an Deck zu holen. Sowie das Tier fühlte, daß es seinem Element entrisen wird, fängt es demachen an zu wüten, daß es nicht am Haken festbleibt, sondern sich losreißt. Das wissen die Seeleute sehr wohl und verfahren demgemäß. — Der Segelmacher stand mit einem starken Tau Har, das er lassortig um die Angelseine schlang, und während der Kopf des Haies aus dem Wasser gezogen wurde, über diesen fallen ließ. Schnell wurde die Schlinge vor der Schwanzflosse zusammengeknüpft, und zwanzig starke Matrosenarme zogen die Bestie an Deck, wo sie mit dumpfem Aufschlagen niederfiel. Ein dicker Holzbock wurde ihm in den Rachen geschoben, in den er sich sofort wütend verbiß.

„Ja, mien Jung, da biet Di man Dien Tähr ut“, sagte der Zimmermann lachend und verfehlte dem Ungetüm mit dem Holzhammer einen kräftigen Schlag auf den Schädel. Wütend peitschte das Tier mit seinem Schwanz das Deck.

Nachdem sie den Hai getötet, gingen sie daran, ihm den Leib aufzuschlitzen, um den Magen zu untersuchen. Eine gewisse Spannung bemächtigte sich der Umstehenden, als der Bootsmann daran ging, diesen aufzuschneiden. Einer, ein Belgier, als Lügenbeutel und Aufschneider bei seinen Kameraden bekannt, behauptete, er hätte einstmals, als er auf einer englischen Bark diente, im Magen eines gefangenen Haies einen halben Seeftiesel gefunden, den dieser jedenfalls nicht habe verdauen können. Mit einem herausfordernd beleidigenden Stillschweigen quitierten seine Kameraden diese unverschämte Aufschneidererei. —

Pöblich brachen alle in ein lautes Gelächter aus. Triumphierend hielt der Bootsmann etwas in den Fingern, das er im

Wagen des Haiisches gefunden hatte. Und was war das? — Ein Zigarrenstummel. — Der Rest der Morgenzigarre des Steuer-
manns. Wie ausgehungert mußte die Bestie gewesen sein!

„Gott sei dem armen Teufel gnädig, der jetzt über Bord fällt!“,
sagte Jack, der lange Englishman.

„Ja“, murmelte Piet, der Holländer. Er dachte daran, wie
er vor Jahren in Batavia lag. Ihm und seinem Freund war
abends die Erlaubnis, an Land gehen zu dürfen, vom Kapitän
verweigert worden. Da es sich aber um ein Stelldichein mit einer
braunen Schönen handelte, konnte nichts sie an Bord zurückhalten.
Bei einbrechender Dunkelheit waren sie außen am Schiff herab-
geklettert, um den Hai, von dem sie nur wenig entfernt lagen,
schwimmend zu erreichen. Piet war eben bei der Landungsstiege
angelaufen, als er einen gellenden Schrei hörte. Er wandte sich
um, doch war von seinem Freunde nichts mehr zu sehen. Stumm
hatte er sich dann auf die Kaimauer niedergelauert, mit irden
Wänden ins Meer stierend, bis ihn am nächsten Morgen die anderen
mit dem Schiffsboot wieder an Bord holten. Wie ein Verzweifelter
war er die nächste Zeit umhergelaufen, schuldbeladen, denn er
hatte den Freund veranlaßt, mit ihm zusammen auszurücken,
und während er unversehrt das Land erreichte, hatten den Freund
die Haie zerfleischt. — Und in einem plötzlichen Wutausbruch auf
den toten Hai springend, zertampelte er ihm unter lauten Flüchen
den Schädel. —

„Stürmann, Stürmann!“ erscholl da die Stimme des Matrosen
am Steuer. Festig gestikulierend zeigte der Mann über Bord.
Zwei mächtige Haie, deren Rückenlinien deutlich sichtbar über der
Wasser Oberfläche emporragten, bewegten sich langsam und träge
durch das Wasser. Im Galopp eilten die Matrosen mit dem
Fanggerät wieder auf das Achterdeck. Geschwind warf man den
Haken wieder über Bord, und mit angehaltenem Atem wartete
man auf die Wirkung des Köders. Es dauerte nicht lange, da
kamen die beiden Untiere mit einer kurzen Schwemfung darauf
zugesteuert, und im nächsten Augenblick hatte der eine ihn er-
schnappt, zugleich aber auch den Haken im Rachen sitzen, während
sich sein Gefährte resigniert zurückzog.

„Teuf man en beten, mien Jang, Du komst oof noch ran!“
tröstete ihn der Zimmermann.

Im Triumph wurde der gefangene Hai im Wasser nach born
geschleift, wo er bald darauf an Deck geholt wurde. Man machte
ihm den Garaus, riß den Haken aus dem Rachen, und schnell eilte
man, um seinen Kumpan einzufangen. Die Angel war kaum im
Wasser, als das Ungetüm ankam. Mißtrauisch schwamm er um
den Köder herum.

„Man immer ran an den Speck“, ermunterte ihn der Steuer-
mann und hob den Haken ein wenig aus dem Wasser. Das war
das Signal für den Hai. In der Verächtung, der seine Wunden
könnte ihm entgehen, schob er sich in halber Länge aus dem Wasser
und riß gierig den Rachen auf, um zuzuschlucken. Er teilte das
Schicksal seiner Gefährten; auch er wurde an Deck geholt und
getötet. Als ihm der Leib geöffnet wurde, kamen neun lebendige
Junge von der Größe eines mittelmäßigen Hechtes zum Vorschein,
die ebenfalls gleich ins Jenseits befördert wurden.

Mit wütendem Eifer, barfuß, nur mit den Beinkleidern an-
getan, und von unten bis oben mit Blut besudelt, setzten die
Matrosen den Fang fort. Vergeblich rief der Koch ihnen zu, daß
das Essen fertig sei, umsonst machte er sie darauf aufmerksam,
daß es heute „Blumen und Klüten“ gäbe; niemand hörte
auf ihn.

„Gang Di man up mit Dien Blumen unn Klüten!“ rief
ihm Jan im Jagdeifer zu. Bitter mußte er diese Bemerkung be-
reuen, denn der Koch rächte sich dafür, indem er ihm von da ab,
immer wenn es Pflaumen und Klöße gab, die kleinste Portion
verabreichte. —

Der Blutgeruch schien die Haie herbeigelockt zu haben.
Zu Haufen strichen sie um das Schiff herum. Der Kapitän
feuerte mit seinem Revolver dazwischen, aber nichts schredte die
Tiere.

Unermüdblich waren die Matrosen. Keiner dachte an Essen und
Trinken. Bis zum Abend hatten sie zweiundzwanzig dieser Ghänen
des Meeres erlegt, und erst bei einbrechender Dunkelheit gab man
die Jagd auf. —

Was sind aber zweiundzwanzig dieser Tiere gegen die Mil-
lionen, von denen das Meer wimmelt. Niemals wird der Seemann
auf dem Grunde des Meeres ruhen, sein Grab wird immer der
Wagen eines Haies sein.

Das Feuer und der primitive Mensch.)

In der Entwicklungs-geschichte der Menschheit sind die Ver-
wendung des Feuers zur Nahrungszubereitung und die später fol-

*) Aus dem 18. Bändchen der im Verlag von Dietz in Stutt-
gart erscheinenden „Kleinen Bibliothek“. Die jung verstorbene Ge-
nossin Hannah Lewin-Dorsch eröffnet damit eine Serie über
die Technik in der Urzeit, die Verlosse Heinrich Cunow
fortsetzen und beendigen wird. Das jetzt vorliegende erste Heft be-
handelt das Feuer und den Wohnungsbau.

gende Erfindung der künstlichen Feuererzeugung zwei der gewaltig-
sten Fortschritte. Erst durch sie vermochte sich der Mensch von den
tierischen Lebensbedingungen loszulösen und die Grundlagen für
seinen weiteren kulturellen Aufstieg zu gewinnen. Bisher lediglich,
wie noch der heutige Menschenaffe, auf ein bestimmtes Klima und
die freiwilligen Gaben der Natur an Früchten und Knollen ange-
wiesen, gewann er nun mit dem Gebrauch des Feuers zum Schutze
vor der Kälte und zur Zubereitung bislang ungenießbarer Nah-
rung, besonders der Wild- und Fischnahrung, die Möglichkeit, sich
unabhängig von Klima und Verlichtheit, dem Laufe der Flüsse und
den Küsten der Meere folgend, über Gegenden der Erdoberfläche
auszubreiten, die früher für ihn völlig unbewohnbar gewesen
waren. Sein Lebens- und Nahrungsspielraum dehnte sich mächtig
aus, und zugleich erleichterte sich die Aufzucht der jungen Brut;
denn das junge Menschenkind war in seiner Nahrung nicht mehr
nur allein auf die Milch der Mutter und vorgelaute Knollen ange-
wiesen, da nun durch das Verfahren der Röstung mit darauffolgen-
der Zerquetschung und Aufweidung auch manche Früchte, Kerne und
Wurzeln für das unvollkommene Gebiß aus Milchzähnen genießbar
wurden.

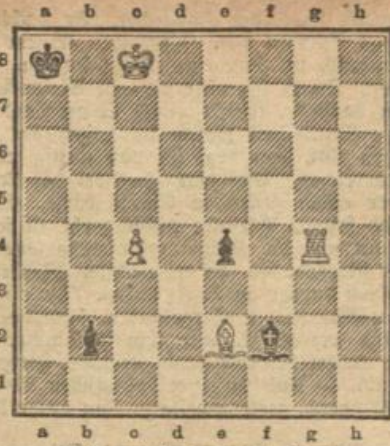
Die primitive Kunst der willkürlichen Feuererzeugung ist nicht,
wie früher manche Prähistoriker meinten, „aus dem Gedanken ge-
boren“, das heißt nicht aus bloßem Grübeln entstanden, sondern sie
verdankt höchstwahrscheinlich der wiederholten Erfahrung, die der
Wilde bei der Herstellung seiner primitiven Werk-
zeuge und Waffen machte, ihre Entstehung, daß trockene Hölzer
in bestimmter Weise fest aneinandergerieben heiß werden und
schließlich das beim Reiben abfallende Holzmehl in Brand setzen.
Alle von den Naturvölkern benutzten Apparate zur Feuerentzün-
dung gehen zurück auf die Technik des Bohrens, des Sägens oder
Schabens. Bei der Arbeit also, indem er in trockenes Holz Löcher
hineinzugruben oder zu bohren suchte, vielleicht auch, indem er es
abzuschaben oder mit einer scharfen Muschelschale durchzuweilen
suchte, ist der Mensch zu der Entdeckung gelangt, daß sich das viel-
begehrte Feuer auch künstlich erzeugen läßt. Zwar finden wir
außerhalb des Kreises der heutigen Kulturvölker noch zwei andere
Instrumente zur Feuerentzündung im Gebrauch: das pneumatische
Feuerzeug und den primitiven Brennspiegel, doch gehören diese bei-
den Erfindungen weit höheren Entwicklungsstufen an und kommen
deshalb für die Anfänge der menschlichen Technik, mit denen wir
uns hier beschäftigen, nicht in Betracht.

Die älteste Methode der Feuererzeugung ist, soweit man heute
zu urteilen vermag, das Feuerbohren. Man bedarf dazu
zweier Hölzer, und zwar einer breiten oder stabförmigen Unterlage,
die mit einem Lößlein oder Grübchen versehen ist, und eines zwei-
ten Holzstabes, der mit seinem einen mäßig spitzen Ende in das
Grübchen der Unterlage gestellt und dann in quirlende Bewegung
versetzt wird. Vielfach benutzt man zur Unterlage ein weiches und
zum Bohrstab ein härteres Holz; von griechischen Schriftstellern
wissen wir, daß dort der weiche Esen mit dem harten Lorbeer
gebohrt wurde. Es ist jedoch der verschiedene Härtegrad der beiden
Hölzer durchaus kein unumgängliches Erfordernis; die südameri-
kanischen Indianer bedienen sich, wie wir aus den Berichten zuber-
lässiger Forschungsreisender wissen, meist zweier Hölzer von gleicher
Art. Hingegen ist ein gewisses Geschick und die Beobachtung einiger
einfacher Regeln erforderlich, will man mit der Technik des Feuer-
bohrens zum Ziele kommen, ohne allzuviel Zeit und Kraft daran
zu wenden. In Afrika legt man in das Bohrgrübchen gern ein
paar Sandkörner; sie vermehren beim Bohren die Reibung und
fördern die rasche Gewinnung von feinem Holzmehl, das den Fun-
den abgibt und dessen Erzielung die Hauptfache bei der ganzen Pro-
zedur ist. Will ein einzelner Mann Feuer bohren, so legt er den
zur Unterlage dienenden Stab — das nötige Bohrgrübchen bringt
auch der primitivste Techniker ohne viel Mühe mit Hilfe eines spitzen
Stabes oder eines Muschelschabens zustande — auf die Erde und
hält ihn dort mit seinen beiden Füßen fest. Dann setzt er den
Bohrstab in die kleine Grube, faßt ihn zwischen beide Hände und
bringt ihn vermittelst ruhiger, aber kräftiger quirlender Bewegun-
gen in die erforderliche Drehung. Nach wenigen Drehungen schon
beginnt sich feines Holzmehl zu bilden, das in Form eines weiß-
lichen Pulvers durch einen senkrechten abwärts geführten kleinen
Einschnitt aus dem Bohrgrübchen hinabrieselt. Sowie sich im Bohr-
mehl ein Fünkchen zeigt — und das kann unter günstigen Umstän-
den schon nach weniger als einer Minute der Fall sein —, bläst der
Bohrende sachte, aber stetig darauf nieder. Ein feiner Rauch steigt
empor, und nicht lange danach leuchtet ein Flämmchen auf, das
man dann durch Zuführung geeigneter Nahrung zu beliebiger Größe
ansuchen kann. Stehen zwei Männer zur Verfügung, wenn es gilt,
Feuer zu bohren, so hält der eine die Unterlage mit beiden Hän-
den auf der Erde fest, während der andere nichts weiter zu tun
hat, als zu bohren; die Arbeit wird dadurch natürlich erleichtert,
und der Bohrende wird entlastet. Zu dem gleichen Zwecke hat schon
der Primitive allerhand Mittel herausgefunden.

In Australien und Tasmanien, in Zentralbrasilien und in vie-
len Teilen Afrikas war zur Zeit ihrer Entdeckung diese Art der
Feuererzeugung allgemein üblich, und zwar wurde die Umdrehung
des aufrechten Feuerstodes meist noch dadurch bewirkt, daß der
Feueranmacher diesen Stod zwischen seine beiden nachausgestreck-
ten Hände nahm und ihn nun, indem er sie schnell hin und her schob,
in eine hurtige quirlende Bewegung versetzte. Doch sind manche
Völker hierbei nicht stehen geblieben. Sie haben herausgefunden,

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Rubbel.



Weiß am Zuge macht Remis.

Lösung. 1. Ld3, e×d3; 2. c5, L×c5; 3. Ta4†, La7; 4. Tb4, d2; 5. T×b2, d1D; 6. Tb8†, L×b8. Matt.

Der Stand der Teilnehmer in San Sebastian war nach der 17. Runde: Spielmann 10½ (5), Riemzowski 8½ (6), Rubinstein 8 (5), Perlis 7½ (5), Tarrach 7½ (6), Duras 6½ (6), Marshall 6 (6), Schlechter 5½ (5), Teichmann 5 (6), Leonhardt 4 (6). Nachstehend eine interessante Partie des Turniers:

Holländische Verteidigung.

1. d2—d4 f7—f5

Daher der Name der Eröffnung. (Der Ferkzug ist ebenso wie 1. . . . d5! gegen e2—e3 gerichtet, ist aber minderwertig, weil er nichts zur Entwidlung beiträgt.)

2. c2—c4

Eine andere Methode besteht in 2. c2—c4, f5×e4; 3. Sb1—c3, Sg8—f6; 4. Lc1—g5, c7—c6 (falls 4. . . . d5, so 5. L×S nebst Dd1—h7† und D×d5). 5. f2—f3!, e4×b3; 6. Sg1×f3 mit rapider Entwidlung für den geopferten Bauer.

2. e7—e6

3. Sb1—c3 Lf8—b4

4. Lc1—d2 Sg8—f6

Vorzuziehen war 4. . . . b7—b6, damit der Gegner keine Gelegenheit hat, wie in der Partie, den Lc8 in der Entwidlungsmöglichkeit zu beschränken (4. . . . b6; 5. e4, f×e4; 6. S×e4; L×d2†; nebst Lb7).

5. g2—g3 0—0

6. Lf1—g2 d7—d6

7. Dd1—c2

Um nach dem Abtausch auf c3 den Zug Sd6—e4 zu verhindern.

7. Sb8—d7

8. a2—a3 Lb4×c3

9. Ld2×c3 c7—c5

10. d4×c5

Sterblich wird zwar die offene d-Reihe für die Türme erreicht, aber Schwarz erlangt doch einige Entwidlungsmöglichkeiten, die ihm mit 10. e3! nebst Se2 und 0—0 genommen werden konnten.

10. Sd7×c5

11. Sg1—f3 Sc5—e4

12. 0—0 Lc8—d7

13. Tf1—d1

Gefährdeter war Ta1—d1.

13. Ta8—c8

14. Le3×f6 Dd8×f6

15. Dc2—b3 Te8—c7

16. Sf3—e1

Natürlicher sieht Sd4! aus.

16. Se4—c5

17. Db3—b4 f5—f4

18. Se1—d3 f4×g3

19. f2×g3 Sc5×d3

20. Td1×d3! Df6—f2†

21. Kg1—h1 Ld7—c6

22. e2—e4! Tc7—f7

23. Ta1—e1!

Auf 23. T×d6? folgt 23. . . . De2, drohend Tf1† oder Tf2 oder

L×e4. Trotz aller früheren Mißgriffe steht Weiß wegen der Schwäche der „holländischen“ Eröffnung noch immer etwas besser, denn Dd6 ist eine unreparierbare Achilles-Ferse. Schwarz verlegt sich deshalb auf Fallenstellen.

23. a7—a5!

24. Db4—c3! Df2—c5!

Eine feine Falle, die auf die unüberlegte, aber plausible Antwort des Gegners spekuliert.

25. b2—b4?

Mit 25. Dd4! behauptete Weiß den kleinen Positionsvorteil.

25. Lc6×e4!!!

Glücklich! Droht 2× mit Tf1†.

26. Te1×e4?

Daß Rubinstein (wahrscheinlich im Zeitnot) die einzige Rettung, in 26. Tf3! bestehend, nicht findet, ist eine Glücke für Spielmann. Nach 26. . . . De6; 27. b5, T×T; 28. D×T!, L×D; 29. b×c6, L×c6; 30. L×L, b×c6; 31. T×e6 etc. hätte Weiß noch immer gute Remis-Aussichten. Dagegen geminnt Schwarz auch bei 26. L×e4†, Tf1†; 27. T×T, T×T†; 28. Kc2, Tg1!; 29. Kf1, Dh5†; 30. Ke3, D×h2 etc.

26. Tf7—f1†

27. Lg2×f1† Tf8×f1†

28. Kh1—g2 Dc5—f2†

29. Kc2—h3 Tf1—h1

Droht T×h2†, Kg2, Df5+.

30. Td3—f3 Df2×h2†

31. Kh3—g4 Dh2—h5†

32. Kg4—f4 Dh5—h6†

33. Kf4—g4 g7—g5!

34. Te4×e6

Sonst Dh5+.

34. Dh6×e6†

35. Tf3—f5

Auf 35. K×g5 folgt 35. . . . h6†;

36. Kf4, Te1 etc. Schwarz hat schon längst keine Rettung mehr.

35. h7—h6

36. Dc3—d3

Sonst Tf1.

36. Kg8—g7

Droht Kg6 nebst h6—h5†.

37. Kg4—f3

Nun macht Schwarz kurzen Prozeß.

37. Th1—f1†

38. Dd3×f1 Dc6×f5†

39. Kf3—g2 Df5×f1†

40. Kg2×f1 a5×b4

41. a3×b4 Kg7—f6

42. Kf1—f2 h6—h5

Aufgegeben.

daß der bohrende Stab sich weit besser dreht, wenn man dessen oberes Ende in einen ausgehöhlten Stein beweglich einstellt, dann um den Stab eine Schnur legt und deren Enden, von zwei Männern gefaßt, kräftig hin und her zieht. Man kommt dabei schneller und müheloser zum Ziel. Ein einzelner kann damit freilich nicht fertig werden, wohl aber ist das, unter Beibehaltung des gleichen Prinzips, der Fall, wenn man die beiden Enden der Schnur an die Enden eines bogenartig gekrümmten Holzstabes befestigt. Es kann dann ein einzelner Mann, indem er mit einer Hand den Bohrstab oben festhält (niemals mit der Hand allein, sondern mit Hilfe eines Steines oder ausgehöhlten Knochens) und mit der anderen Hand den Bogen hin und her bewegt, ohne den Widerstand eines zweiten Bohrmehls erzeugen und Feuer anzünden.

Noch eine andere Methode besteht darin, daß man die Schnur des Bogens nicht einfach um den bohrenden Stab schlägt, sondern oben befestigt, sie dann in mehreren Windungen um den Stab wickelt und darauf den als Querholz dienenden Bogen schnell auf und ab bewegt, wobei man, um die Umwicklungen zu beschleunigen, am unteren Teile des Bohrstabes, etwa zehn Zentimeter oberhalb der unteren Spitze, eine hölzerne Drehscheibe anbringt.

Alle diese verschiedenen Arten des Feuerbohrers sind noch heute bei vielen Naturvölkern in Betrieb, und nichts hindert uns anzunehmen, daß auch schon der Urmensch auf diese Methoden verfallen ist.

In gewissem Sinne steht dem Feuerflug die Feuerfäße nahe; ein weiteres primitives Instrument der Feuererzeugung. Sie wird vornehmlich in Australien zur Feuererzeugung angewandt und besteht in ihrer einfachsten Form aus einem Stück trockenem, eingeferbtem Holz und einem scharfkantigen Stab oder Brettchen, häufig einem Wurkholz, das in der Kerbe gleich einer Säge hin und her gezogen wird. Doch gibt es auch von diesem Instrument verschiedene Arten. Im Norden Australiens besteht beispielsweise die Feuerfäße vielfach nur aus einem ziemlich harten, der Länge nach in zwei Hälften gespaltenen Bambusrohr. Die eine Hälfte wird mit der hohlen Seite auf die Erde gelegt, nachdem man die nach oben gekehrte, konvexe Seite der Länge nach mit einer Einritzung versehen hat, die gerade nur weit genug sein darf, um feinem Sägemehl das Hindurchfallen zu gestatten. Ein Stück des Bambusmarkes wird als Zunder in diesen Schlitz eingeklemmt, und nun fährt der Mann, der Feuer zu erzeugen wünscht, mit der anderen Bambusrohrhälfte, die er als Säge benutzt, langsam, aber stetig quer über die Einkerbung der Unterlage hin. Die Reibung — das Sägen vertritt ja hier einfach die Stelle des bei anderen Apparaten üblichen Bohrens oder Schabens — läßt sehr bald ein feines Bohrmehl entstehen, doppelt schnell, da die in der Rinne des Bambusrohres enthaltene Kieselsäure für das Experiment förderlich ist. Durch leichtes Blasen auf den Zunder wird dann auch hier mit wenig Mühe ein Fünkchen und eine lichte Flamme hervorgerufen.

Neben dem Feuerbohrer, dem Feuerflug und der Feuerfäße kommt vereinzelt schon auf sehr niedriger Entwicklungsstufe, zum Beispiel bei den Feuerländern, eine Art Schlagfeuerzeug vor, bestehend aus einem Stück behauenen Feuerstein und einem Stück Eisen- oder Schwefelkies. Auch in Europa müssen, wie verschiedene Funde beweisen, derartige Schlagfeuerzeuge schon in weit zurückliegender prähistorischer Zeit im Gebrauch gewesen sein. Steinzeitliche Fundstücken in Europa haben Feuersteine von mehr oder weniger typischen Formen geliefert, die mit Stücken von Schwefelkies zusammenlagen; hier haben wir die ältesten Feuerzeuge vor uns, die aus der Urzeit bis auf uns gekommen sind. Daß Feuerstein und Schwefelkies zusammengehörten und auch wirklich zur Erzeugung von Feuer benutzt wurden, erweist man aus dem Umstande, daß der Stein an einer Seite deutliche Riefen des Schwefelkies, der an ihn geschlagen wurde, trägt; das ist wertvoll zur Klarlegung der Verhältnisse, denn das Stück Schwefelkies selbst ist im Laufe der Zeit meist zu einem bräunlichen, pulverigen Zerfallsprodukt geworden; die dem Stein anhaftenden Spuren aber helfen uns über alle Zweifel bezüglich der Echtheit dieses ursprünglichen Feuerzeuges hinweg. In der Bronzezeit gab man diese Apparate mit samt ein paar Werkzeugen oder Waffen von besonderer Wichtigkeit den Toten mit ins Grab.

Bald nach dem Auftreten des Eisens, etwa gegen den Beginn unserer Zeitrechnung, erscheint in nordeuropäischen Fundstätten ein anderes Feuerzeug: ein länglicher, flacher, schiffchenförmiger Kiesel und ein Zunderbüchschchen. Der Stein ist immer an einer seiner Seiten konvex geformt, an der anderen manchmal konkav; in einigen Fällen trägt er eine Umlauftrille, die augenscheinlich zur Aufnahme einer bronzenen Einfassung gedient hat. Das Zunderbüchschchen ist aus Holz oder aus Knochen und hat einen metallenen Deckel. Stein und Zunderbüchschchen sind häufig durch ein metallenes Band oder Scharnier aneinandergeheftet. Auf seiner konvexen Seite weist der Kiesel deutliche Schlagspuren in Form von unregelmäßigen Rillen oder Strichen auf. Als Schlaginstrument mag jedes beliebige eiserne Werkzeug oder Waffentück, das in jener Zeit üblich und in jedermanns Besitz war, gedient haben, zum Beispiel ein Dolch oder ein Pfriem, den man im Gürtel trug. Das Feuerzeug aus Stein, Stahl und Zunder hat sich, wie allgemein bekannt, bis fast in unsere Gegenwart hinein noch in europäischen Kulturländern erhalten. Im allgemeinen Gebrauch ist es erst seit einer Reihe von Jahrzehnten durch die bequemeren Zündhölzer verdrängt worden.